

© Schwerpunkt »Welt im Fieber – Klima & Wandel«

## Vielfalt statt Einfalt

Ein Plädoyer für mehr Polykultur in der Landnutzung

von Florian Hurtig

*Dass die heute global vorherrschende Form der monokulturellen Landnutzung ein Desaster ist, muss allen klar sein, die etwas mit den Themen Klimawandel, Biodiversität, Ernährungssouveränität oder auch bloß der Ästhetik zu tun haben. Wie konnte es dazu kommen? Landwirtschaft in Monokultur wirft nicht nur landwirtschaftliche Fragen und Probleme auf. Das monokulturelle Paradigma verrät auch in sozioökonomischer und kultureller Hinsicht Grundlegendes über unsere Gesellschaft und ihr Selbstverständnis. Wenn wir heute zurück zur polykulturellen Agrarökologie wollen – was angesichts des Klimawandels genauso sehr ein »Müssen« ist – dann ist es wichtig zu verstehen, wie die Monotonisierung auf den Äckern Rückwirkungen auf alle Bereiche der menschlichen Organisation erzeugte. Die Frage der Rückbesinnung auf agrarökologische Anbauweisen darf deshalb nicht nur als (anbau-)technische Frage gedacht werden. Sie ist immer auch eine Frage der (Agrar-)Kultur.*

»Eine ausgeräumte, nackte Maschinensteppe, am Reisbrett konstruiert [...]. Eine Landschaft ohne Spuren, ohne Geschichte, ohne Namen, ohne Tiere, ohne Baum und ohne jeden Strauch [...]. Man wundert sich, wie [... die Bäuerinnen und Bauern] den Weg zu ihren Feldern finden.« So beschreibt der bekannte Filmemacher und Buchautor Dieter Wieland – eher kopfschüttelnd – die Folgen der modernen Landwirtschaft auf Landschaft und Natur. Unsere Landschaften sind uns fremd geworden – lebensfeindliche Produktionsstätten für Agrarerzeugnisse, in denen wir uns nicht wiederfinden. Wer will denn heute noch raus auf dieses monotonisierte Land? Was gäbe es dort noch zu sehen? Kilometerweite Agrarwüste, ein Quadratmeter wie der nächste, ein Hektar wie der andere. Eine Diktatur des rechten Winkels und der geraden Linie. Gleichförmigkeit in zwei Dimensionen, während die dritte, vertikale, ganz abgeschafft wurde. Wo das Auge nichts zum Festhalten findet, die Seele keinen Ankerpunkt, da flüchten wir lieber ans andere Ende der Welt, an monofunktionale *Nicht-Orte* mit dem

Mononutzen »Entspannung«. Denn in monotonen Agrarwüsten lässt sich kein Abstand gewinnen vom monotonen Arbeitsalltag.

### Die Vertreibung der Menschen

Doch greift eine rein ästhetische Kritik an dieser maschinell verstümmelten Landschaft genauso zu kurz wie eine bloße Kritik an den Agrargiftcocktails oder des damit zusammenhängenden Insektensterbens, wie es derzeit Konjunktur hat. All diese Kritik ist vollkommen notwendig, doch entgeht uns das Entscheidende, wenn wir unsere Entfremdung von der Landschaft nur in technischen, biologischen, ästhetischen und trophologischen Dimensionen denken: nämlich unser sozialer und ökonomischer *Ausschluss aus der Landschaft*. Historisch gesehen war dieser Ausschluss ein gewalttätiger Prozess, und erst dieser vermochte es, uns von der Landschaft zu entfremden, wo zuvor Menschen sich immer in einer dynamischen Einheit mit ihrer sie umgebenden Landschaft

und all dem nährenden und ernährenden Leben dort gesehen haben.

Die Entfremdung von der Landschaft ist ein Prozess, der historisch gesehen Gleichschritt hielt mit ihrer Monotonisierung. Erst die Vertreibung der Menschen von ihren polykulturell genutzten Allmenden machte eine rationalisierte und skalierbare Landnutzung möglich, während die Enteignung des Landes als Subsistenzmittel die Menschen in die Abhängigkeit einer entfremdeten Produktionswelt führte. John Holloway nennt deshalb folgerichtig die Vertreibung von den Allmenden die »Ursünde des Kapitalismus«.<sup>1</sup> Die Vereinheitlichung der Landnutzung ist immer als ein Prozess anzusehen, der nur durch spezifische Machttechniken umzusetzen ist und gleichzeitig – bei erfolgreicher Umsetzung – die Machtfülle der vereinheitlichenden Akteure vergrößert und die Abhängigkeit der Menschen vertieft. Dieses Verhältnis ist immer dort am reinsten zu beobachten, wo es zu großen Umbrüchen in der Landnutzung kommt: von einer polykulturellen Subsistenzlandwirtschaft hin zu einer monotoneren Nutzung, geordnet durch kommerzielle oder staatliche Interessen. Dabei kann der vereinheitlichende Akteur unterschiedlich aussehen: Zuerst waren es die ersten Staaten, deren Staatswerdung ausgerechnet aus der Verwaltung der Getreidespeicher sowie der Koordinierung der Bewässerungssysteme hervorging.<sup>2</sup> Später waren es vor allem kommerzielle Interessen, wie z. B. im antiken Griechenland und Rom oder besonders in der Früh-, Hoch- und Postmoderne.

Während der neuzeitlichen Kolonialisierungen spielte die Vereinheitlichung der Landnutzung – unter fulminanter Nichtanerkennung der genialen indigenen Polykultursysteme – eine entscheidende Rolle: Sie war eine Notwendigkeit für die wirtschaftliche Ausbeutung der Kolonien, denn aus den indigenen Systemen der Subsistenzwirtschaft wären keine vermarktbareren Abgaben herauszupressen gewesen. So mussten die sozialen Systeme der Indigenen sowie ihre Pflanzenbausysteme und Landschaften zunächst zerstört werden, um dann auf einer großen, planen Fläche von null auf anfangen zu können, einheitliche Anbausysteme aufzubauen. Zum Teil geschah dies mit ortsfremden Pflanzen, die durch ortsfremde Menschen bewirtschaftet wurden (die aus Afrika importierten Sklaven wurden schon bald den versklavten Indigenen bevorzugt), die weder bekannte Fluchtwege hatten oder auf die Solidarität eigener Gemeinschaften bauen konnten noch Erfahrung mit einer Subsistenzwirtschaft am selben Ort hatten.

### Lob der Vielfalt

Wenn ich Anbau- und Gesellschaftssysteme der Vielfalt denjenigen der Einheitlichkeit entgegenstelle,

dann nicht, weil Vielfalt unbedingt ein Ziel oder ein Wert an sich wäre. So können in einem gewissen Rahmen einfache und klare Muster durchaus vorteilhafter sein als vielfältigere, aber kompliziertere. Lohnenswert scheint mir die vorgenommene Kontrastierung aus einem anderen Grund, und zwar im Hinblick auf die Möglichkeitsfelder und Handlungsräume, die sich durch sie jeweils eröffnen oder verschließen. Um Polykultursysteme kreist stets eine polytechnische Gesellschaft, eine Gesellschaft auch, die Freiheiten lässt, Dinge individuell und regional unterschiedlich anzugehen (eine ganz andere Individualität als die bürgerlich »atomisierende«). Verschiedene Arbeitsschritte gliedern sich durch freie Absprachen aneinander. Das *Getane* der einen eröffnet Möglichkeitsräume des Andockens für das *Tun* der anderen. Ein Mosaik entsteht, indem alle ihr eigenes Tun als Mosaikstücke hinzufügen: ein Gesamtkunstwerk, das so nicht vorhergesagt hätte werden können, und das deshalb auch regional stets unterschiedlich ausfällt. Nicht aber das Gesamtkunstwerk ist als Kunstwerk das Ziel, sondern das entstehende Möglichkeitsfeld.

Und noch ein anderer Vorteil entsteht durch die Unterschiedlichkeit in Polykulturen und polytechnischen Gesellschaften: Systeme der Vielfalt zeichnen sich durch vielfach parallel stattfindendes Suchen nach guten Möglichkeiten aus. Gleichzeitig werden jeweils verschiedene Herangehensweisen und Lösungsansätze für Probleme ausprobiert. Das bedeutet, dass Vielfaltssysteme schon meistens die Lösungen für eventuell auftretende Probleme in sich tragen, während vereinheitlichende Systeme starr sind und dazu neigen zu kollabieren, sobald ernsthafte Probleme auftreten.

Es lohnt sich, auch die vielfältigen Umweltprobleme zu betrachten, die sich etwa durch die starren und extraktivistischen Anbausysteme der ersten Stadtstaaten in Sumer bildeten, genauso wie die heutigen Umweltprobleme, die zu einem guten Teil aus der modernen Form monokultureller Landwirtschaft stammen, fast vollständig aber aus einer monotecnischen Gesellschaftsformation.

### Aufbauende Landwirtschaft und die Logik des Rhizoms

Bei der Problematisierung der Monokulturen auch aufgrund ihrer Umweltauswirkungen werden die Lösungen schon sichtbar, die auch heute noch in Mischbauformen lägen, besonders in solchen mit Baumkomponenten (sog. Agroforstsysteme).<sup>3</sup> Denn diese haben die größte Potenz, Kohlenstoff in Holz, Wurzeln und Boden einzuspeichern und unschädlich zu machen. Außerdem sind die Bäume Strukturelemente, die die Landschaft in die dritte Dimension

erweitern und auch der Ökologie eine weitere Ebene eröffnen, indem sie ein enormes Mehr an ökologischen Nischen bieten.

Die Geschichte der menschlichen Landnutzung ist voll mit Formen der »aufbauenden Landwirtschaft«. Natürlich: Denn auf vielen Standorten – wie z. B. am Amazonas – war Bodenaufbau seit jeher eine Notwendigkeit für eine langfristige Ernährung durch ein besiedeltes Stück Land. Aber nicht nur das: Polykulturen, die möglichst nah an die regional natürliche Vegetation heranreichten, waren auch die arbeitsextestivsten. So entstanden an vielen Orten auf der Welt aufbauende Polykultursysteme. Beeindruckend sind etwa die angelegten Esskastanien- und Walnussgärten der Jômon, die durch eine vielfältige essbare Krautschicht ergänzt wurden, und zwar 10.000 Jahre bevor im Nahen Osten das erste Mal Getreide kultiviert wurde – was heute als wichtiges Element der »Wiege der Zivilisation« gilt.

All diese traditionellen Polykultursysteme können uns heute inspirieren auf der Suche nach aufbauender und klimapositiver Landwirtschaft. Diesen Systemen liegt eine »Logik des Rhizoms« (nach Gilles Deleuze) zugrunde: So wie die Bäume in den Waldgärten alle über das Rhizom der Mykorrhizapilze miteinander verbunden sind, die keine Zentralstelle kennen, sondern sich über Knotenpunkte organisieren, so verbinden sich auch die unterschiedlichen Elemente des Systems miteinander. Jedes Element dockt sich an das bisherige an und schafft damit neue Andockstellen. Der Mensch selbst tut nichts anderes: Er ist in solchen Systemen *ein* Element unter vielen, er schmiedet seine Allianzen mit den Arten, die ihm am ertragreichsten erscheinen. Aber er dominiert nicht das System, indem er nichts anderes zulässt, wie in der Monokultur.

Interessanterweise ist die Gesellschaftsorganisation von Gemeinschaften, die solche Polykulturen anlegen,

so gut wie immer selbst nach rhizomhaften Strukturen organisiert. Wenn die Moderne mit ihren hierarchischen Strukturmodellen (unter denen die Monokultur zweifelsfrei das rationellste Anbausystem darstellt) uns in die Klimakatastrophe geführt hat, dann müssen wir uns auch fragen, ob es die gleichen Strukturmodelle sein können, die uns aus dieser Krise herausführen. Oder ob wir zusammen mit den Anbausystemen die vormodernen Gesellschaften auch noch bei ihren vernetzten und hierarchiearmen Strukturmodellen beleihen sollten. Leider geht die Dynamik unserer Gesellschaft heute eher von denen aus, die aus rein ökonomischen Interessen an den heutigen Landnutzungsmodellen und den hierarchischen Strukturmodellen festhalten wollen.

Während wir heute in geologischer Hinsicht das Zeitalter des »Plantagozäns« betreten haben, bricht soziopolitisch wohl das Zeitalter der Idiokratie an: »Denn während viel von globalem Bewusstsein und Gemeinschaft die Rede ist, scheint der Solipsismus des idiotischen Subjekts unerschwinglich eine umso wirksamere Rolle zu spielen. Als isoliertes Selbst der Vielen bildet es das leere Zentrum eines planetarischen, sich um sich selbst drehenden Idiotismus.«<sup>4</sup> Dabei sind beide – das geologische und das soziopolitische Zeitalter – eng miteinander verzahnt und sich in ihrem Wesen ähnlich. Beide verweigern die Realität. Die Idioten stellen sich ganz einfach blind gegenüber den doch eigentlich nicht mehr zu übersehenden Auswirkungen der Verwandlung der Erdoberfläche in Plantagen und andere monofunktionale Orte.

### »Welcome to the club!«

Indem auch wir im modernisierten »Westen« durch die plantagen- und klimabedingten Verödungen den Boden unter den Füßen verlieren, kehrt die Globali-

### Beispielhafte Polykulturen

Polykulturen können unterschiedlichste Formen annehmen. Die komplexesten, und sicherlich die ökologisch am interessantesten, sind die tropischen Waldgärten, in denen gleich auf fünf vertikalen Etagen Nutzpflanzen kultiviert werden. Die oberste Schicht der Urwaldriesen (z. B. Pekannuss) schützt die unteren Schichten gegen zu viel tropische Sonneneinstrahlung.

Am anderen Ende steht als das am wenigsten komplexe System vermutlich das »Alley Cropping«. Hier werden in herkömmliche Äcker »Alleen« von Bäumen hineingezogen. Diese Bäume werden auf sieben Meter hoch aufgeastet, sodass das schräge Licht auf die Ackerkulturen fällt, während auf den Baumstreifen, astfreies, sehr gerades

Wertholz produziert wird. Die Ackerstreifen können wie gewohnt maschinell bearbeitet werden; die Baumstreifen hingegen weisen unzählige positive ökologische Effekte auf, inklusive Klimaschutz und einer höheren Resilienz gegenüber den lokalen Folgen des globalen Klimawandels.

Polykulturen können auch einfach aus mehreren einjährigen Kulturen bestehen, wie in einem Misch-Gemüsebeet. Werden hingegen mehrjährige Kulturen (Sträucher, Bäume oder Stauden) integriert, bleibt der Boden dauerhaft durchwurzelt. Bei Bäumen findet eine Kohlenstoffeinlagerung im Holz statt und nach der Ernte trägt das so gewonnene Holz dazu bei, den globalen Nutzungsdruck auf die Wälder der Erde abzumildern.

sierung gewissermaßen nach Hause zurück. Auch in den wohlhabenden Ländern machen wir nun eine Erfahrung, die für zahllose Menschen und Kollektive des globalen Südens längst Alltag ist. Im Verlust des Bodens laufen die vom modernisierenden Westen angestoßene innere und die äußere Kolonialisierung zusammen: Was zuvor lokal begrenzte Erlebnisse an den Orten waren, die sich der (Neo-)Kolonialismus unterworfen hatte, verallgemeinert sich heute global. Die einen haben die Vertreibung von ihrem Boden schon längst, und häufig gewaltsam, erfahren: »Sie wissen nur zu gut, was es heißt, wenn einem der Grund und Boden geraubt und man davongejagt wird. Notgedrungen sind sie Experten dafür geworden, wie man Eroberung, Ausrottung, die Inbesitznahme seines Bodens überlebt.«<sup>5</sup>

Die anderen, die materiellen Profiteure dieser kolonialistischen Vertreibungen, haben diese Gewalt und deren Folgen stets beiseitegeschoben mit der Gewissheit, dass sie niemals von Ähnlichem betroffen sein werden – nun holt sie die Geschichte ein: »Selbst wenn dies weniger mörderische, weniger brutale Folgen haben [...] mag, handelt es sich doch um einen höchst gewaltsamen Angriff, um denjenigen das Territorium zu entreißen, die bislang Boden besaßen [...]. Damit gewinnt der Terminus ›postkolonial‹ eine ganz unerwartete Bedeutung, so als bestünde zwischen zwei Verlustgefühlen eine Art Familienähnlichkeit: ›Ihr habt euer Territorium verloren? Wir haben es euch genommen? Ihr sollt wissen, dass wir dabei sind, es jetzt auch zu verlieren.«<sup>6</sup> Aus dieser zeitversetzten verwandten Erfahrung könnte sich also eine neue Verbindung ergeben: »Und so taucht bizarrerweise mangels eines Gefühls von Brüderlichkeit, das hier fehl am Platze wäre, so etwas wie ein neues Band auf, das den klassischen Konflikt verschiebt: ›Wie habt ihr es angestellt, Widerstand zu leisten und zu überleben? Das wäre doch gut, wenn auch wir das von euch erfahren könnten.« Fragen, denen dann zunächst leise die ironische Antwort folgt: ›Welcome to the club!«<sup>7</sup>

### Wissenschaft und Idiokratie

Das Einlassen auf die Realität des eigenen Verlusts des Oberbodens, der Verwüstung des fruchtbaren Territoriums, der rasanten Zuspitzung der Klimakrise müsste eine 180-Grad-Kehrtwende im westlichen Selbstverständnis bedeuten, eine Auseinandersetzung mit den Gräueln der äußeren Kolonialisierung nötig machen, die nun auf uns selbst zurückschlägt – auch durch die Spätfolgen der inneren Kolonialisierung; sodann müssten wir endlich anerkennen, was westliches Handeln im globalen Süden angerichtet hat und Wiedergutmachung leisten; schließlich müssten wir von

den schon länger von ihren Böden vertriebenen Kollektiven lernen: wie wir Widerstand leisten können, wie wir antifragile Netzwerke in stürmischen Zeiten aufbauen, wie wir von schlechteren Böden weiterhin leben können, wie wir diese Böden vitalisieren, verbessern und nahrhaft machen können.

Sich darauf einzulassen hieße also, sowohl den westlichen *way of life*, der sich offensichtlich ohnehin überlebt hat, genauso hinter sich zu lassen wie die arrogante Haltung gegenüber der (nicht, weniger oder später) modernisierten Welt. Die sich heute verbreitende Idiokratie ist nichts anderes als die Weigerung derer, die noch über einen Rest fruchtbaren Bodens verfügen, diesen Schritt zu gehen. Wenn die Wissenschaft zu dem Ergebnis kommt, dass die Verwissenschaftlichung der Landnutzung – die nun einmal Grundlage des westlichen Lebensstils ist – zum Verlust der lebensbefördernden Böden oder Territorien führt, dann bleibt jenen, die am extraktivistischen, monokulturellen Lifestyle festhalten wollen, nur eines übrig: die Leugnung der Wissenschaft, das Antifaktische, die Idiokratie.

Und in der Tat scheinen das die neuen Koordinaten unserer Zeit zu sein, zwei Schützengräben, die das politische Terrain definieren: hier das Faktische – die Wissenschaft –, da das Antifaktische – die Idiokratie. Dieses Terrain ist verseucht. Denn auch die moderne Wissenschaft schafft nur eine bestimmte Form der Wahrheit, die vor allem auch darin liegt, Komplexität und überartige Subjektivität auszuschalten. Die moderne Wissenschaft ist eine, die Wissen schafft über kalte und stumme Objekte und deren Rationalisierbarkeit. Was wir in Zukunft brauchen werden, ist eine Wissenschaft, die darüber Wissen schafft, wie wir uns mit einer materiellen, geologischen Welt ins Vernehmen setzen können, die auf offensichtliche Weise damit anfängt, auf unser Tun zu reagieren.

### Folgerungen & Forderungen

- Historisch und soziokulturell gesehen spiegelt sich eine Gesellschaftsformation auch immer in jeweiligen Landnutzungspraktiken
- Wenn Lebensmittelproduktion in verantworteten Strukturen zwischen Produzent\*innen und Konsument\*innen stattfindet verändern wir gleichzeitig Gesellschaft als auch die Landnutzung.
- Wenn wir möglichst alle Felder mit mehrjährigen Kulturen durchmischen können wir sowohl unsere Böden revitalisieren als auch zur Klimaresilienz beitragen.
- Humusaufbau ist die Leitaufgabe unserer Zeit!
- Eine Landwirtschaft mit Geschichte ist auch eine Landwirtschaft mit Zukunft.

Wir müssen uns auf das gefährliche Terrain zwischen den Gräben vorwagen, nicht auf der Suche nach »der« Wahrheit, sondern nach Wirklichkeit im Sinne einer (Selbst-)Wirksamkeit. Wirksam ist bisher der Bodenverlust und wirksam ist der Klimawandel. Mit welcher Wirksamkeit erhalten wir unsere Böden fruchtbar? Mit welcher Selbstwirksamkeit stellen wir das gute Leben trotz der Wirksamkeit des Klimawandels sicher? Das sind Fragen, die wir vor allem *zwischen* den Schützengräben beantwortet finden werden.

### Selbst wirksam werden

Der beste Ort, um an dieser Selbstwirksamkeit im Sinne neuer gesellschaftlicher Beziehungsmuster zu experimentieren, ist der polykulturelle Garten, in dem wir sowohl polytechnische und rhizomhafte Selbstwirksamkeit erfahren können als auch wirksam unseren Boden erhalten können. Nicht nur, dass das Grün nachweislich die in autoritären und automobilen Gesellschaften überhand nehmenden Aggressionen senkt und das kreative Wachsen der Pflanzen tendenziell auch Menschen in einen Zustand der kooperativen Kreativität und Wirksamkeit versetzen kann – wer mit komplexen gärtnerischen Systemen arbeitet, lässt sich auch zwangsläufig dazu »herab«, in die Welt des rhizomartigen Lebensnetzwerkes einzutauchen. Wer polykulturell gärt, schmiedet Allianzen mit jenem Lebendigen, verbündet sich sicherlich auch gegen manches, macht sich aber immer gemein mit anderen Lebensformen und entwickelt eine überartige Wirksamkeit – die unser Bewusstsein über unser In-der-Welt-Sein vom um sich selbst drehenden Idiotismus zu einem Miteinander-Werden verändern wird.

Es liegt also an uns allen, das Land wieder mit seinem ganzen Potenzial unermesslicher Vielfalt zu nutzen, Geschichte zuzulassen, den Orten und Kulturen angepasste Bewirtschaftungsformen zu finden und mit ihnen Lebensweisen und Gesellschaften zu entwickeln, die die Bedürfnisse der Menschen genauso achten wie die der belebten Mitwelt; die ein Wiedereingangsetzen des gesellschaftlichen Flusses ermöglichen. Jeder und jede hat die Möglichkeit, die eigenen, speziellen Fähigkeiten für dieses Ziel einzusetzen, um kollektive Wirksamkeit zu erreichen. Es liegt genauso an

uns allen, zersetzendes Unkraut in den Tempeln der nichtverantworteten Welt zu sein und die Institutionen zurückzudrängen, die den kreativen Fluss gesellschaftlichen Tuns unterbrechen.

Grundstein für eine verantwortete, wirkliche Welt wäre nicht zuletzt der Aufbau verantwortbarer und verantworteter Kleinstrukturen, wie sie sich z. B. im Umfeld solidarischer Landwirtschaft entwickeln, die zunächst irrelevant erscheinen mögen, aber – falls sie Andockstellen für kreatives Tun anderer schaffen – schon morgen eine ganz andere Dimension erreichen können. Und die spätestens im Zustand der verallgemeinerten und eskalierten Krise der entfremdeten Beziehung zur Landschaft und zwischen den Menschen, Basis und Erfahrungsschatz für eine Wiederverantwortung bieten können. Verantwortung nicht vor irgendjemandem, sondern unter einander und gegenüber unserer natürlichen Mitwelt.

### Buchhinweis

Florian Hurtig: *Paradise Lost. Vom Ende der Vielfalt und dem Siegeszug der Monokultur*. München 2020.

### Anmerkungen

- 1 J. Holloway: *Die Welt verändern, ohne die Macht zu übernehmen*. Münster 2010, S. 126.
- 2 Da es sich hier um einen erstmaligen Prozess handelt, wird dieser Geschichte viel Platz in meinem Buch *Paradise Lost. Vom Ende der Vielfalt und dem Siegeszug der Monokultur* eingeräumt (München 2020).
- 3 Siehe hierzu auch den Beitrag von Rico Hübner in diesem *Kritischen Agrarbericht* (S. 241–246).
- 4 Z. Terić: *Idiocracy. Denken und Handeln im Zeitalter des Idioten*. Zürich 2020, Zitat Klappentext.
- 5 B. Latour: *Das terrestrische Manifest*, Berlin 2018, S. 16.
- 6 Ebd.
- 7 Ebd.



### Florian Hurtig

ist Permakulturdesigner, Baumpfleger, Klimaaktivist und Buchautor. Hauptamtlich bewirtschaftet er einen Waldgarten, in dem sich verschiedenste Kulturen zum gegenseitigen Nutzen verbinden.

baumbrot@mailbox.org